

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 24 (1941)
Heft: 2

Artikel: Warum ich kein Christ bin : berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von A.F. [Teil 1]
Autor: Russell, Bertrand
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409132>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. jeden Monats

Redaktion:
Transitfach 541 BernDie Massen haben immer nur der Masse gedient,
nie dem Geiste.

Friedr. von Sallet.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)
Sämtliche Adressänderungen und Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsstelle d. F. V. S., Postfach 2144 Zürich-Hauptbahnhof. Postch. VIII. 26 0741

INHALT: Warum ich kein Christ bin. — Fünf Leitsätze. — Feststellungen. — Ein sonderbarer Professor der Theologie. — Ortsgruppen. — Feuilleton: Fesselnde Geschichte. — Vermischtes.

Berne

Warum ich kein Christ bin.

Von Bertrand Russell.

Berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von A. F.

Was ist ein Christ?

Zunächst soll einmal klargestellt werden, was man unter dem Wort «Christ» versteht. Manche Leute verstehen darunter nichts anderes als einen Menschen, der versucht, ein rechtschaffenes Leben zu führen. In diesem Sinne gäbe es Christen in allen Sekten und Glaubensbekenntnissen. Aber das ist nicht die wahre Bedeutung des Wortes, wenn das besagen würde, dass alle Menschen, die keine Christen sind, — also alle Buddhisten, Confuziusanhänger, Mohammedaner usw. — nicht versuchen, ein rechtschaffenes Leben zu führen. Ich bezeichne als einen Christen nicht jeden, der nach Kräften versucht, rechtschaffen zu leben. Meiner Meinung nach muss man ein gewisses Ausmass eines bestimmten Glaubens haben, ehe man berechtigt ist, sich einen Christen zu nennen. Das Wort hat heute nicht mehr die blutvolle Bedeutung wie in den Tagen des Heiligen Augustinus und des Thomas von Aquino. Wenn man zu jener Zeit sagte, man wäre ein Christ, dann war es klar, was das zu bedeuten hatte. Man bekannte sich zu einer ganzen Sammlung von Glaubenssätzen, die eindeutig feststanden und glaubte an jede einzelne Silbe dieser Glaubenssätze mit voller Ueberzeugung.

Heute liegen die Dinge etwas anders. Wir müssen in der Deutung des Wortes «Christ» etwas unbestimmter sein. Nichtsdestoweniger gibt es zwei wesentliche Voraussetzungen dafür, dass jemand sich einen Christen nennt. Die erste ist dogmatischer Natur, — dass man nämlich an Gott und die Unsterblichkeit glaube; und zweitens, warum ich nicht glaube, dass Christus der beste und weiseste unter den Menschen war, wenn ich ihm auch ein sehr hohes Mass an sittlicher Güte zugestehe.

lassen werden kann. Wenn ich also darlegen soll, warum ich kein Christ bin, habe ich zwei verschiedene Dinge auszuführen: erstens, warum ich nicht an Gott und die Unsterblichkeit glaube; und zweitens, warum ich nicht glaube, dass Christus der beste und weiseste unter den Menschen war, wenn ich ihm auch ein sehr hohes Mass an sittlicher Güte zugestehe.

Ohne die erfolgreichen Bemühungen der Freidenker vergangener Tage könnte ich eine so elastische Definition des Christentums wie diese nicht annehmen. In früherer Zeit hatte das Wort eine viel blutvollere Bedeutung; es schloss z. B. den Glauben an die Hölle in sich. Der Glaube an das ewige Fegefeuer war bis vor kurzer Zeit ein wesentlicher Artikel der christlichen Lehre. In England hörte er über Beschluss des Staatsrates auf, ein wesentlicher Glaubensartikel zu sein, und die Erzbischöfe von Canterbury und York haben diesen Beschluss nicht anerkennen wollen. Aber in England wird die Religion durch Parlamentsbeschluss festgesetzt, und so gelang es dem Staatsrat, Ihre Gnaden unterzuordnen, und die Hölle war für den Christen nicht länger notwendig. Infolgedessen werde auch ich nicht darauf bestehen, dass ein Christ an die Hölle glauben muss.

Was die Frage nach der Existenz Gottes anbelangt, so ist das eine grosse und ernste Frage, und wollte ich versuchen, sie in angemessener Weise zu behandeln, dann müsste ich mich damit beschäftigen bis zum ewigen Reich. So wird man es mir nachsehen, wenn ich diese Frage in etwas summarischer Weise behandle.

Die Existenz Gottes.

Wie jeder weiss, hat die katholische Kirche das Dogma aufgestellt, dass die Existenz Gottes durch die blosse Vernunft bewiesen werden kann. Das ist zwar ein einigermassen merkwürdiges Dogma, aber es ist eben eines von ihren Dogmen. Sie musste es aufstellen, weil damals die Freidenker zu sagen pflegten, es gäbe diese und jene Argumente, die auf Grund der blossem Vernunft gegen die Existenz Gottes geltend gemacht werden müssten, aber natürlich wüssten sie auf Grund ihres Glaubens, dass Gott existierte. Diese Argumente und Gründe wurden mit grösster Ausführlichkeit dargelegt und die katholische Kirche fühlte, dass sie dem ein Ende bereiten müsste. Darum legte sie fest, dass die Existenz Gottes durch die blosse Vernunft bewiesen werden kann, und sie musste

nun die Argumente anführen, die ihrer Meinung nach dies bestätigten. Es gibt deren natürlich eine ganze Menge, aber ich werde mich nur mit einigen davon beschäftigen.

Das Argument vom Urgrund.

Vielelleicht das einfachste und am leichtesten verständliche Argument ist das vom Urgrund. Es wird behauptet, dass alles, was wir auf dieser Welt sehen, einen Grund hat, und wenn man in der Kette der Gründe weiter und weiter zurückgeht, muss man zu einem ersten Grund kommen und diesem Urgrund gibt man den Namen Gott. Dieses Argument hat heutzutage nicht mehr viel Gewicht, vor allem weil die Kausalität nicht mehr das ist, was sie einmal war. Die Philosophen und Wissenschaftler haben sich mit der Kausalität beschäftigt und sie hat nichts mehr von der lebendigen Bedeutung, die ihr früher eigein war. Aber auch abgesehen davon kann das Argument, dass es einen Urgrund geben müsste, keine Ueberzeugungskraft haben. Ich muss gestehen, als ich ein junger Mensch war und diese Fragen sehr ernsthaft bei mir überlegte, erkannte ich das Argument vom Urgrund lange Zeit an, bis ich eines Tages, im Alter von 18 Jahren, John Stuart Mills Autobiographie las und dort folgenden Satz fand: «Mein Vater hat mich gelehrt, dass die Frage: „Wer hat mich geschaffen?“ nicht beantwortet werden kann, da sie sofort die andere Frage auftauchen lässt: „Wer hat Gott geschaffen?“» Dieser einfache Satz zeigte mir die Unstichhaltigkeit des Arguments vom Urgrund. Wenn alles einen Grund haben muss, dann muss auch Gott einen Grund haben. Wenn irgendetwas ohne Grund bestehen kann, dann kann es geradesogut die Welt sein wie Gott, so dass dieses Argument keinerlei Ueberzeugungskraft hat. Es ist ganz von derselben Art wie die Ansicht der Inder, dass die Welt auf einem Elefanten ruhe und der Elefant auf einer Schildkröte. Wenn dann Einer sagte: «Und was ist es mit der Schildkröte?» antworteten die Inder: «Reden wir lieber von etwas anderem». Das Argument vom Urgrund ist wirklich um nichts besser. Es ist nicht einzusehen, warum die Welt nicht ohne Grund entstanden sein soll. Es ist keine Veranlassung anzunehmen, dass die Welt überhaupt einen Anfang hatte. Die Vorstellung, dass Dinge einen Anfang haben müssen, ist tatsächlich nur auf die Armut unserer Einbildungskraft zurückzuführen. Daher muss ich wohl keine weitere Zeit auf das Argument vom Urgrund verschwenden.

Das Argument vom Naturgesetz.

Dann gibt es ein sehr gebräuchliches Argument vom Naturgesetz. Dieses Argument war während des ganzen 18. Jahrhunderts sehr beliebt, besonders unter dem Einfluss von Isaac Newton und seiner Kosmogonie. Die Leute sahen, dass die Planeten nach dem Gravitationsgesetz um die Sonne kreisten,

und sie glaubten, Gott hätte den Planeten anbefohlen, sich in dieser besonderen Weise zu bewegen, und deshalb täten sie es nun. Das war natürlich eine bequeme und einfache Erklärung, die ihnen die Mühe sparte, sich nach weiteren Erklärungen für das Gravitationsgesetz umzusehen. Heutzutage erklären wir das Gravitationsgesetz auf eine ziemlich komplizierte Art, die Einstein erdacht hat. Wir haben es also nicht mehr mit jener Art von Naturgesetz zu tun, wie es das Newton'sche System verwendete, demzufolge die Natur sich aus einem Grund, den niemand verstand, in immer gleicher Weise verhielt. Es zeigt sich, dass eine ganze Reihe von Dingen, die wir für Naturgesetze hielten, in Wirklichkeit menschliche Konventionen sind. Auch in den entferntesten Fernen des Sternensystems hat 1 Yard 3 Fuss. Das ist ohne Zweifel eine höchst bemerkenswerte Tatsache, aber man würde das kaum ein Naturgesetz nennen. Und eine ganze Menge Dinge, die als Naturgesetze betrachtet wurden, sind von dieser Art. Anderseits findet man, dass die Atome, sofern man über ihr tatsächliches Verhalten etwas weiß, Gesetzen weit weniger unterworfen sind, als man annahm, und dass die Gesetze, die man hier aufstellen kann, statistische Durchschnittsergebnisse sind, wie der Zufall sie hervorbringt.

Es gibt, wie jeder weiß, ein Gesetz, dass man beim Würfelspielen zwei Sechser nur etwa einmal in 36 Würfen erzielt, und wir betrachten es deshalb nicht als erwiesen, dass das Fallen des Würfels planmäßig bestimmt ist. Im Gegenteil, kämen die zwei Sechser jedesmal, dann würden wir das für Planmäßigkeit halten. So sind die Naturgesetze zum Teil beschaffen. Sie sind statistische Durchschnittsergebnisse, wie die Gesetze des Zufalls sie bestimmen. Und das macht die ganze Geschichte vom Naturgesetz viel weniger eindruckvoll, als sie einmal war.

Ganz abgesehen von dieser Erkenntnis, die den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft repräsentiert, einen Zustand, der sich morgen ändern kann, ist die ganze Vorstellung, dass Naturgesetze einen Gesetzgeber erfordern, zurückzuführen auf eine Verwechslung von natürlichen und menschlichen Gesetzen. Menschliche Gesetze sind Gebote, die dem Menschen befehlen, sich in einer bestimmten Weise zu verhalten; er kann sich darnach halten und er kann sich nicht darnach halten. Naturgesetze aber sind eine Beschreibung des tatsächlichen Verhaltens der Dinge, und da sie nur eine Beschreibung eines tatsächlichen Verhaltens sind, kann man nicht den Schluss ziehen, dass jemand da sein müsse, der ihnen befohlen habe, das zu tun. Denn selbst unter der Voraussetzung, dass dieser Jemand da wäre, stünde man dann vor der Frage: warum hat Gott gerade diese Naturgesetze erlassen und keine anderen?

Feuilleton.

Fesselnde Geschichte.

An fesselnder Geschichte fehlt es unserer Zeit nachgerade nicht, denn das Leben schreibt heute im Buch der Geschichte ein so grausames Kapitel, dass die Worte fehlen, auch nur eine annähernde Schilderung davon zu geben. Von den tausend und abertausend «Geschichten», die sich um ebensoviiele Einzelwesen abspielen, wollen wir heute schon gar nicht sprechen. Warum sich denn mit Geschichte, selbst mit fesselnder Geschichte, abgeben? «Alles Vergangene ist des Künftigen Grund und Zeichen», so sagt ein Philosoph der Renaissance. Wie aber können wir unsere Zeitgeschichte verstehen, wenn wir die Vorgeschichte nicht kennen? Wie des Künftigen Grund und Zeichen?

Der vorstehende Titel ist unvollständig, er sollte eigentlich «Fesselnde Schweizergeschichte» heißen. Und wenn wir von einer fesselnden Schweizergeschichte sprechen, so schütteln sicherlich viele unserer Leser enttäuscht das Haupt. Wie kann, an unserer Zeitgeschichte gemessen, Schweizergeschichte interessant, ja gar fesselnd sein? Sogleich werden im Leser Erinnerungen aus den Schultagen auftauchen. Die Daten wollten schon damals nicht sitzen, nicht zu reden von den mangelnden Zusammenhängen, die irgendwelche Daten miteinander verknüpften. Obwohl mit dem Höhersteigen in den Schulklassen eine Morgenröte des Verständnisses dämmerte, so brachten es dennoch die Wenigsten so weit, dass sie mit der

Geschichte, im Besondern mit der Schweizergeschichte, auf Du und Du standen. Möchten die Lektionen noch so interessant sein — die Geschichtsbücher waren es nicht! Ueberschrift auf Ueberschrift, Kriege und Händel jagten sich, aber das Gewebe in dem die Geschichte, die blutigen oder weissen Rosen, eingewoben waren, dieses Gewebe war nicht ersichtlich. Das bleibende Resultat des Geschichtsunterrichts war ungefähr das, dass der Mann des Volkes etwa wusste, dass ein Wilhelm Tell oder ein Arnold Winkelried einmal in Geschichte machten. Wann, wo, oder unter welchen Umständen und Zusammenhängen, das weiß nicht einmal jeder Akademiker ohne nachzuschlagen. Ein Beispiel, zu welchen Schnitzern mangelnde Geschichtskenntnisse führen können, das zeigt die neueste, von der Postverwaltung herausgegebene Briefmarke mit dem Bildnis des Reisläufers de Reynold. Es war doch offensichtlich nicht die Absicht der Postverwaltung, dem Volke irgend ein «Helgeli» vorzulegen, sondern einen uns im Schweizertum bestärkenden Anschauungsunterricht zu geben. Dass dies ihre lobenswerte Absicht war, dafür sind die übrigen neu herausgegebenen Werte Zeugnis. Da mutet es aber sonderbar an, dass man einen Söldner de Reynold auf die Briefmarke setzt, von dem die Geschichte sagt, dass er «Ehre, Rechte und Freiheiten des Vaterlandes kompromittiert habe». Aus Mangel an Geschichtskenntnissen ist hier der Postverwaltung ein Irrtum unterlaufen, der sich nur durch den schleunigen Rückzug dieser Briefmarke wieder gutmachen lässt.

Wie Geschichte, im Besondern Schweizergeschichte, fesselnd dargestellt werden kann, das hat uns Ernst Feuz mit seiner neuesten

Wenn man sagt, er hätte das nur nach seinem eigenen Belieben getan und ohne Grund, dann kommt man darauf, dass es etwas gibt, was dem Gesetz nicht unterworfen ist, und so hat die Kette der Naturgesetze eine Lücke. Wenn man aber, wie die strenggläubigen Theologen, sagt, Gott hätte bei allen Gesetzen, die er erlassen hat, einen Grund gehabt, gerade diese und keine anderen Gesetze zu geben, — der Grund aber wäre natürlich der, dass die beste der Welten geschaffen werden sollte, — wenn es also einen Grund gibt für die Gesetze, die Gott erlassen hat, dann war Gott selbst dem Gesetz unterworfen und es hat daher gar keinen Vorteil, Gott als Mittelperson einzuschalten. Dann gibt es tatsächlich ein Gesetz, das ausserhalb der göttlichen Vorschriften liegt und vor ihnen da war, und Gott erfüllt seinen Zweck nicht, weil er nicht der ursprüngliche Gesetzgeber ist. Kurz, dieses Argument vom Naturgesetz hat nichts mehr von seiner früheren Wirksamkeit. Die Argumente, die für die Existenz Gottes gebraucht werden, ändern mit der fortschreitenden Zeit ihren Charakter. Zuerst waren es schwierige, verstandesmässige Argumente, die ganz bestimmte Trugschlüsse enthielten. In neuerer Zeit werden sie verstandesmässig weniger einwandfrei und unterliegen mehr und mehr einer Art moralisierender Unklarheit.

Das Gesetz von der Planmässigkeit.

Der nächste Schritt dieser Unterstreichung führt uns zu dem Argument von der Planmässigkeit. Alles in der Welt ist gerade so gemacht, dass wir in ihr leben können, und wäre die Welt auch nur ein ganz kleines bisschen anders, dann könnten wir in ihr nicht leben. Das ist das Argument von der Planmässigkeit. Manchmal nimmt es recht sonderbare Formen an. So argumentiert man z. B., Hasen hätten weisse Schwänze, damit sie leichter geschossen werden könnten. Ich weiß nicht, was die Hasen zu dieser Anwendung sagen würden. Es ist ein Argument, das zur Parodie herausfordert. Voltaire sagte, die Nase wäre offensichtlich dazu bestimmt, Brillen zu tragen. Es erwies sich, dass er mit dieser boshaften Bemerkung das Ziel keineswegs so weit verfehlt hatte, wie man im 18. Jahrhundert annehmen möchte. Denn seit Darwin verstehen wir viel besser, wie die Lebewesen sich ihrer Umgebung angepasst haben. Nicht die Umgebung wurde nach ihren Anforderungen gestaltet, sondern sie selbst entwickelten sich nach den Anforderungen der Umgebung und das ist die Grundlage der An-

passung. Hier ist nirgends etwas von Planmässigkeit zu erkennen.

Das Erstaunlichste an dem Argument von der Planmässigkeit ist die Tatsache, dass die Menschen glauben können, diese Welt mit allem, was auf ihr lebt, mit allen ihren Mängeln, wäre das Beste, was Allmacht und Allwissenheit in Millionen von Jahren zu schaffen imstande waren. Ich kann das wirklich nicht glauben. Wenn ihr mit Allmacht und Allwissenheit ausgestattet wäret und Millionen von Jahren Zeit hättest, eure Welt zu vollenden, glaubt ihr, dass ihr dann nichts Besseres zustandebringen würdet als den Ku-Klux-Klan, oder...?*) Mir imponieren wahrhaftig die Leute nicht mehr, die sagen: «Seht mich an, ich bin ein so prächtiges Produkt, dass Planmässigkeit im Universum gewesen sein muss.» Mir imponiert die Pracht dieser Leute gar nicht. Deshalb glaube ich, dass dieses Argument von der Planmässigkeit ein sehr armseliges Argument ist.

Fortsetzung folgt.

Fünf Leitsätze.

Zu Weihnachten 1940 erliessen die britischen Kirchenhäupter, wie auch der Stellvertreter Gottes auf Erden, wieder ihre salbungsvollen Botschaften an die vom Kriege geplagte Menschheit. Man lese einmal die «Fünf Leitsätze» der vorgenannten Kirchenhäupter und vermeide es, in ein Hohnlachen auszubrechen. Jeder Freidenker wird mit uns einig gehen, wenn wir sagen, dass es nichts Widrigeres und Verlogeneres gibt, als derartige Verlautbarungen der Ki:che. Seit 2000 Jahren versprechen sie, was sie heute wieder versprechen — um es nie zu halten. Was versprechen sie:

1. «Extreme Ungleichheit in der Verteilung von Reichtum und Besitz sollte abgeschafft werden.»

Kommentar: Me sött — me sött! so heisst die schweizerdeutsche Fassung dieser Forderung «sollte». Wer sollte? Wär sött? Jene, die mit diesem «me sött» ernst machen wollen oder wollten werden als Kommunisten, als staatsgefährliche Gesellen verschrieen. Jetzt, im Krieg, wo es wieder gilt die

*) Aus Neutralitätsgründen mussten wir zwei weitere Fragen weglassen!

Jedes Volk vergeht, wie ein faulender Schwamm zerfliessend, wenn es keinen Mut mehr hat.

jean Paul.

Schweizergeschichte auf das Trefflichste gezeigt.* Der Verlag übertritt nicht, wenn er auf dem Umschlagblatt schreibt «fesselnd, neuartig». Die Darstellung ist so fesselnd, dass man diese Schweizergeschichte liest, wie einen fesselnden Roman — an einem Zuge! Ob, wie der Verleger sagt, die Darstellung durchwegs «zuverlässig» ist, das stehen wir nicht an, zu beurteilen. Das ist Sache der Fachmänner. Wenn wir einige Zweifel hegen, so beziehen sich diese vornehmlich auf den Abschnitt von 1848 bis zur Gegenwart, wo Feuz Gewährsmänner zitiert, die nicht als solche angesprochen werden können, es wäre denn, er wollte die Chamäleonhaftigkeit unserer Zeit illustrieren. Als Ganzes betrachtet vermag aber diese Einseitigkeit, respektiv Entgleisung, dem Werk keinen Abbruch zu tun, denn Tatsache ist und bleibt, dass dies die erste Schweizergeschichte ist, die auch den Mann aus dem Volke fesselt, die ihm Geschichtskenntnisse vermittelt, wie sie ihm die Schule in 8—9 Jahren nicht zu vermitteln vermochte. Dies ist das denkbar beste Zeugnis, das man einem geschichtlichen Werke ausstellen kann. Dem Mann aus dem Volke die Geschichte nahezubringen, das war doch wohl die offensichtliche Absicht des Verfassers, denn für den Fachmann liegen schwulstige und wulstige Wälzer genug vor, so dass er sich die Mühe der Niederschrift und Drucklegung hätte ersparen können. Das Werk ist ein Verdienst, das einige Hundert Schützenfestreden nicht wettzumachen vermögen. Gleich wie man einen guten, einen klassischen Roman in gewissen Zeitaltern immer wieder mit

neuem Gewinn lesen kann, so wird der Leser wiederholt nach seiner Schweizergeschichte greifen und sie immer lieber gewinnen.

Worin besteht nun das Neue in der historischen Darstellung? Warum wird das Buch so ansprechend und lebendig? Warum verliert es allen dozierenden Ton, der uns aus andern Geschichtsbüchern so bekannt ist? Ernst Feuz lässt durch seine ganze Schweizergeschichte die jeweiligen Zeitgenossen sprechen und beschränkt sich persönlich darauf, nur die verbindenden Texte zu schreiben und aus der Vielfalt der Zusammenhänge die Ausschlaggebendsten herauszuziehen. Dass er diese Auslese der Zeitgenossen gut traf, darf ohne weiteres angenommen werden, wenigstens bis zum Jahre 1848, d. h. bis zur Gründung des Bundesstaates. Die Geschichte der jüngsten Vergangenheit setzt dem Leser zwar einen ordentlichen Dämpfer auf, denn in der Vielfalt der Stimmen tauchen hier welche auf, die der Güte des Werkes immerhin etwelchen Abbruch tun. Wir meinen jene Stellen, da Feuz die «Erinnerungen des simplen Eidgenossen», d. h. die Erinnerungen von Jakob Lorenz zitiert (Seite 321 und 331). Wir wagen gewisse Zweifel zu hegen über einen Zeugen, der sich durch sämtliche parteipolitischen Färbungen durchgemausert hat und vom Krapplockrot zum Rabenschwarz verfärbte. Wenn Feuz nicht Anhänger der Aufgebotgruppe ist, dann ist dieser letzte Zeitgenosse äusserst unglücklich gewählt, was dem übrigen Inhalt merklichen Abbruch tut.

Trotz diesem Hinweis auf diese eine unglückliche Auslese möchten wir wünschen, dass diesem fesselnden Werk eine möglichst weite Verbreitung beschieden sein möchte. Speziell Freidenker werden das Werk nicht ohne Genuss lesen, ist es doch Ernst Feuz trefflich

* Feuz, Ernst: Schweizergeschichte. Mit 16 Tafeln. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich 1940; 337 Seiten. Preis gebunden Fr. 9.80.